

Drei Jahre.

Drei Jahr' sind's her, daß Ihr gegangen
Ins Feld, mit Blumenpracht geschmückt,
Daß wir voll Hoffen und voll Bangen
Euch still und fest die Hand gedrückt!
Von manchem Siege slog die Kunde
Uns frohgegrüßt ins Heimathaus:
Ihr hiellet Grenzwehr in der Runde,
Ihr hiellet durch, Ihr hiellet aus!

Drei Jahre . . . Wie die Glocken jangen
Und wie die Fahnen bunt geweht!
Drei Jahre . . . Wieviel Gram und Bangen
Von Not und Tod ward ausgefät!
Der Frauen schwarze Leidgewänder,
Sie häuften sich! Ein Seufzen stieg,
Ein Tränenstrom durch alle Länder . . .
Wer mißt den Schmerz? . . . Drei Jahre Krieg! . . .

Wir alle hoffen still und warten
Von tausend Wünschen heiß durchglüht,
Daß in der Erde totem Garten
Des Friedens Blume bald erblüht, —
Daß sich verständ'gen die Entzweiten,
Daß keiner mehr die Zwietracht schürt,
Und daß die letzten Todgeweihten
Bald froher Frieden heimwärts führt!

Drei Jahre Krieg . . . Drei kurze Worte,
Und doch voll unermessner Qual,
In der so manches Herz verdornte,
So manche Wange wurde fahl!
Drei Jahre Krieg! — Nun mög' die Stunde
Bald kommen, die das Dunkel heßt,
Die schließen wird die letzte Wunde! —
Wann, Frieden, ziehst du in die Welt? —

Der Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte.

Von Hermann Wollenbühr.

Kein Zweig unseres Wirtschaftslebens hatte in den letzten Jahrzehnten einen ähnlichen Aufschwung zu verzeichnen wie die Seeschifffahrt. Allein der Rauminhalt unserer Seeschiffe stieg von 1 969 238 Brutto-Registertonnen im Jahre 1896 auf 5 238 937 Brutto-Registertonnen am 1. Januar 1914. Mehr als die Sonnenzahl ist die Leistungsfähigkeit gestiegen, denn der Rauminhalt der Segelschiffe ging in dem genannten Zeitraum zurück und wurde durch Dampfschiffe, deren Leistungsfähigkeit mehr als das Dreifache der Segelschiffe beträgt, ersetzt. Kein anderer Zweig hat aber auch so viel unter dem Krieg gelitten, denn bis jetzt konnten die Staaten sich nicht entschließen, das Eigentumsrecht an Schiffen im Kriege anzuerkennen. Was an Schiffen in Häfen der kriegsführenden Mächte bei Ausbruch des Krieges lag, wurde beschlagnahmt. Schiffe auf See wurden gekapert. Viele Schiffe suchten in neutralen Häfen Unterkunft. In die Reihe der kriegsführenden gegen Deutschland traten Italien, Portugal und die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein, wodurch auch die in den Häfen dieser Länder liegenden Schiffe verloren gingen. Schiffe mit mehr als zwei Millionen Brutto-Registertonnen sind heute als verloren zu betrachten.

Um einen möglichst schnellen Wiederaufbau der Flotte nach dem Kriege herbeizuführen, ist dem Reichstag ein Gesetzentwurf zugegangen, der den Reedern Beihilfen des Reichs zum Neubau von Schiffen und den Schiffsteuten etwas zur Wiederanschaffung ihrer verlorenen Habe aus Mitteln des Reichs gewähren will. Die Beihilfen für die Reeder sollen darin bestehen, daß sie zur Anschaffung eines Ersatzschiffes den Wert des verlorenen Schiffes, den dieses am 31. Juli 1914 hatte und bis zu 80 Prozent von der Summe, um welche der Neubau den Friedensbaupreis des verlorenen Schiffes übersteigt, vom Staate erhalten. Je schneller gebaut und das neue Schiff in Fahrt gebracht wird, um so höher wird die Beihilfe sein. Wird das Schiff erst im siebenten bis neunten Jahre nach dem Friedensschluß in Fahrt gebracht, dann wird nur noch 20 bis 40 Prozent der höheren Baukosten als Beihilfe gewährt.

Da unsere Werften im Jahre 1913 Schiffe mit rund 424 000 Brutto-Registertonnen fertig stellten und nach dem Kriege wohl die Leistungsfähigkeit der Werften gesteigert wird, so kann man annehmen, daß der weitaus größte Teil der Ersatzbauten in den ersten drei Jahren nach dem Kriege fertig gestellt wird, also in der Zeit, in der 60 bis 80 Prozent der Mehrkosten über den Friedensbaupreis als Beihilfe gewährt wird.

Rein oberflächlich betrachtet stellt es sich als große Gabe an die Reeder dar. Man hat ausgerechnet, daß ein Reeder, der ein Schiff im Werte von 1 Million Mark verloren hat, unter

Umständen 2,6 Millionen Mark an Beihilfe bekommt. Diese Summe kann er erhalten, wenn der Neubau eines Schiffes, der vor dem Kriege 1 Million Mark kostete, jetzt auf 3 Millionen Mark gestiegen ist. Aber welchen Nutzen hat der Reeder von dem scheinbar so großen Geschenk? Angenommen, er hatte am 30. Juli ein neues Schiff im Werte von 1 Million Mark. Wäre das Schiff nicht verloren gegangen, dann könnte er die Hochkonjunktur nach dem Kriege ausnützen. Jetzt muß er warten, bis das neue Schiff fertig ist und hat dann ein Schiff derselben Kapazität, wie er es 1914 auch besaß, aber er hat auch noch eine Rechnung von 400 000 Mark zu begleichen. Daneben hat er über das neue Schiff nicht die Verfügungsfreiheit, die er über das verlorene Schiff hatte. Der § 7 des Entwurfs verbietet dem Reeder, ein Schiff, zu dessen Anschaffung er Beihilfe erhalten hat, an einen Ausländer zu verkaufen, oder Miet- oder Frachtverträge mit Ausländern ohne Genehmigung des Reichszanlers abzuschließen. Der Verstoß gegen diese Vorschrift wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren und mit Geldstrafe bis zu 50 000 M. bestraft.

Zimmerhin bleibt es doch eine gewaltige Hilfe, die den Reedern und in ihrer Wirkung dem Schiffbau zuteil wird, eine Hilfe, wie sie andere Kreise, die auch unter dem Kriege schwer leiden, nicht erwarten können. Es ist aber feinstetwegs ein für die Gesamtbevölkerung gleichgültiges Geschenk. Man muß sich fragen: Was ist billiger für das Volk, die Annahme oder die Ablehnung des Gesetzes? Gewiß wird die Annahme des Gesetzes dem Reiche eine Milliarde kosten. Was wird aber werden, wenn wir nicht ein ähnliches Geschenk bekommen? Vorläufig besteht ein großer Mangel an Schiffsraum. In England sind jetzt die Frachtraten auf das elf- bis zwölffache von 1914 gestiegen. Wenn auch nach Wegfall des Kriegesrisikos ein Rückgang zu erwarten ist, so kann man doch mit Sicherheit darauf rechnen, daß nach dem Kriege noch ein solcher Mangel an Schiffsraum vorhanden ist und die Frachtraten so hoch sein werden, daß der verbliebene Rest an Schiffen das Vielfache von dem, was sonst die große Flotte gebracht hat, an Profiten ins Kontor der Reeder bringt. Nur durch beschleunigten Schiffsbau kann dieser Uebelstand bekämpft werden. Der Schiffbau wird beschleunigt, wenn eine Milliarde Mark mehr als sonst für ihn zur Verfügung steht. Hier muß freilich das Reich eingreifen und verhüten, daß die Werften und die Fabriken von Schiffsbaumaterial nicht die Zeit für besonderen Nutzen ausnützen.

Der Mangel an Schiffsraum und die daraus entstehenden hohen Frachtraten sind aber nur das geringste Uebel, worunter wir nach dem Kriege leiden. Unsere Handelsflotte brachte uns vor dem Kriege jährlich Rohstoffe für die Industrie, Nahrungsmittel für Menschen und Viehfutter im Werte von zirka sechs Milliarden Mark. Jetzt sind alle Lager erschöpft. Es fehlen Baumwolle, Wolle, Häute, Gerbstoffe, Kupfer, Reis, Kaffee, Delfrüchte usw. Solange ein Mangel an diesen Produkten besteht, wird das Wenige Objekt des Wunders. Bekommen wir längere Zeit weniger von diesen Produkten herein als wir gebrauchen, dann wird jeder Monat hunderte Millionen Mark in die Taschen der Spekulanten bringen, die diese wenigen Waren in Händen haben. Sobald die monatlichen Zufuhren den Monatsbedarf übersteigen, wird der Wucher anfangen müssen, seine Profite herabzusetzen. Denn die nach Europa schwimmenden Vorräte müssen als vorhanden mit in Rechnung gesetzt werden.

Beim Seeverkehr kann man zwar auch mit fremden Schiffen rechnen, aber der Hauptverkehr wird immer mit heimischen Schiffen besorgt. Unter 100 beladenen Schiffen, die 1913 in deutschen Häfen ankamen, waren 77,6 deutsche und nur 22,4 fuhrten unter ausländischer Flagge. Unter den fremden Schiffen besteht dann noch die Mehrzahl aus regelmäßigen Tourenschiffen, die zwischen England oder Dänemark und Deutschland regelmäßig verkehren.

Will man also die hohen Frachtraten drücken und den Wucher mit ausländischen Produkten bekämpfen, dann gibt es nur den Ausweg schneller Vermehrung der Frachtschiffe. Haben auch die großen Reedereien das natürliche Bestreben, ihre Flotte wieder in den alten Stand zu setzen, so fehlt doch der Ansporn, die Bauten zu beschleunigen, solange die verminderte Schiffszahl höhere Profite bringt als sie sonst gehabt haben. In dem Beihilfengesetz ist dieser Ansporn gegeben, weil jedes Hinausschieben der Inbetriebnahme eine niedrigere Beihilfe in Aussicht stellt.

Die Beihilfen, die den Schiffsteuten für Wiederanschaffung der Ausrüstung in Aussicht gestellt werden, entsprechen den Sätzen, die von den Organisationen der Schiffs-offiziere und der Seemannsorganisation gefordert sind. Diese haben anscheinend nur den realen Friedenspreis ihrer Ausrüstung gefordert und nicht bedacht, daß sie das Mehrfache dieser Summe anlegen müssen, wenn sie gleich nach Beendigung des Krieges eine neue Ausrüstung anschaffen wollen.

Einen Wiederaufbau der Handelsflotte brauchen wir. Die Industrie kann die überseeischen Rohstoffe so wenig entbehren wie die Landwirtschaft die Futtermittel und die Menschen die Nahrungs- und Genussmittel. Je dringender wir die Produkte brauchen, um so erfolgreicher können die Wucherer die Zeit des Mangels ausnützen. Wenn man bedenkt, welche Preise für seltene Waren jetzt gefordert und bezahlt werden, dann kann man berechnen, welche Schätze die Wucherer erpressen werden, wenn mehrere Jahre lang die Einfuhr nur die Hälfte des Bedarfs deckte. Das Manko wird so lange vorhanden sein, als Mangel an Schiffsraum besteht. Diesen Mangel zu beseitigen wird darum eine der ersten Aufgaben nach Beendigung des Krieges sein.

Die Hochverräterin Marie Antoinette.

Von Hermann Wendel.

Zimmer wieder taucht das Gerücht auf, die links stehenden Elemente der russischen Revolution wollten die Aburteilung der Erzherzogin wegen hochverräterischer Beziehungen zum feindlichen Ausland erzwingen. Jede dieser Nachrichten weckt um so mehr die Erinnerung an die französische Königin, die um des gleichen Verbrechens willen von der Revolution aufs Blutgerüst geschickt wurde, als bis auf diesen Tag auch in Deutschland die Versuche nicht abreißen, die Kaiserin Marie Antoinette mit einem sehr unbedienten Heiligenschein zu krönen und ihre Hinrichtung als ein himmelschreiendes Verbrechen blutdürstiger Unmenschen hinzustellen.

Aber längst hat die Geschichte den Spruch des Revolutionstribunals nachgeprüft, und zwar an der Hand von ganz unzweifelhaften Beweismitteln, hauptsächlich Briefen von der und an die Königin, die ihren zeitgenössischen Richtern noch nicht zur Gebote standen. Als die Tochter Maria Theresias 1770 den Dauphin (Thronfolger) von Frankreich heiratete, hatten zwei Personen den Auftrag, sie auf Schritt und Tritt zu bewachen und dafür zu sorgen, daß sie Oesterreicherin bliebe, und zu diesem Ende der kaiserlichen Mutter ungesäumt über alles Wichtige und Unwichtige Bericht zu erstatten: das waren der von Wien mitgegebene Abbé de Bernis und vor allem der österreichische Gesandte am französischen Hof, de Mercy-Argenteau. Zunächst freilich war nicht viel mehr zu melden, als daß Marie Antoinette, ein kleines, eitles Prinzgebild von unglaublicher Unwissenheit, sich nicht die Zähne putzte und kein Fischbeinleibchen tragen wolle. Allmählich aber wird der Inhalt der Berichte ernst. Gut gekannt, entdeckte Mercy, daß die Dauphine auf ihren gutmütigen und plumpen Mann einen gewaltigen Einfluß auszuüben begann, und zwar ehe er noch recht ihr Mann geworden — „es steht außer allem Zweifel“, schreibt Mercy am 20. April 1773 nach Wien, „daß die Frau Erzherzogin eines Tages dieses Königreich beherrschen wird.“ Maria Theresia hatte zwar Bedenken — „ich kenne die Jugend und den Reichtum meiner Tochter“ —, Marie Antoinette in eine solche Rolle hineinzubringen, aber schnell verschwanden diese Skrupel. Als Ludwig XV., bei lebendigem Leibe verfaulend, 1774 starb, trat nicht Ludwig XVI., sondern Marie Antoinette die Regierung über Frankreich an.

Im Grunde änderte sich gegen vorher nichts, nur daß jetzt ein legitimer statt eines illegitimen Unterrocks, der du Barry, die Macht ausübte: nach wie vor wurde nach Laune und Willkür, ohne Grundfälle und Gewissen, drauflos gewirtschaftet. Marie Antoinette münzte sofort ihren Einfluß aus, indem sie mißliebige Minister durch ihre Süsslinge ersetzte, sich das Kadelgeld von 96 000 auf 200 000 Livres jährlich erhöhen ließ und ihre Lieblings mit einem wahren Dulatatenregen überschüttete: für den Bruder ihrer Freundin Lamalle erwarb sie eine Jahresrente von 40 000 Livres und die Oberstenstelle eines Regiments, das zu diesem Zweck eigens geschaffen werden mußte, für die Familie ihrer anderen Freundin Colignac belastete sie den Staat mit 400 000 Livres jährlich und schlug für sie noch die gleiche Summe zur Bezahlung ihrer Schulden und das Doppelte als Mitgift ihrer Tochter heraus, und so fort, und das zu einer Zeit, da sich die Staatskasse im Zustand trostlosster Zerrüttung befand. Die muntere Oesterreicherin aber hatte keinerlei Sinn für den Ernst und die Billigkeit des Lebens: ihr Schmetterlingsdasein verbrachte sie damit, daß sie Parfe spielte, ein Kabriolett lenkte und auf den Beeten von Klein-Trianon Blumen zog. Doch noch eins: sie hatte eine leidenschaftliche Neigung für Diamanten und spielte unsinnig und hoch. Und so gewann sie allmählich auch Geschmack an der Politik, die für sie auch eine Art Glücksspiel wurde. Als 1778 wegen der bayerischen Erbfolge europäische Zwistigkeiten zu entstehen drohten, griff sie zum erstenmal in auswärtige Angelegenheiten ein, und zwar war ihr einziger Richtpunkt dabei nicht das Interesse Frankreichs — Frankreich war das Rittergut, von dem man seine Einkünfte bezog! —, sondern die Machtvergrößerung des Hauses Habsburg.

Durch allerhand private Abenteuer, von denen die üble Halsbandgeschichte am meisten Staub aufwirbelte, schritt sie auf diesem Wege weiter, bis eines schönen Morgens die Revolution da war. Von diesem Tage an war sie mehr denn je Seele und Triebkraft der ganzen Hofpolitik, denn der stumpfsinnige König, der an dem weltgeschichtlichen 14. Juli 1789 in sein Tagebuch triebelt: Heute nichts!, war ein zäher Schwamm, den Schläge des Schicksals nicht zu formen noch zu härten wußten. Marie Antoinette aber besaß Gefühl für königliche Würde oder, minder ideologisch ausgedrückt: monarchisches Klassenbewußtsein, und rechte sich daran zu ungeschönlücher Tatkraft auf, und es würde sogar ein Zug von Größe in ihrem Handeln liegen, wenn sie nicht in ihrer Kurzsichtigkeit die ganze große Volkswegung wie eine beliebige Hofballade angesehen und mit Hofrängen zu bekämpfen gesucht hätte. Da der Hof von Versailles ihre Welt war, verstand sie von Paris schon nichts, geschweige denn von Frankreich. Das Volk war ihr nur Kanaille, der revolutionäre Geist erschien ihr als die „französische Krankheit“, und selbst von Leuten wie Mirabeau und den Feuillants (Gemäßigten), die sich doch mit der Monarchie vereinbaren wollten, sprach sie nur als von „Lumpen“ und „Clenden“. Wenn sie mit ihnen verhandelte, geschah es nur, um die öffentliche Meinung zu täuschen, denn sie wandte ihre ganze Heufelskunst und all ihre Bestallungsgabe an, um die Revolutionsparteien in Sicherheit zu wiegen, wohl auch eine gegen die andere auszuspielen und so Verwirrung in die Gegner zu tragen, bis die Stunde der offenen Tat gekommen wäre. Zu dieser Tat aber bedurfte sie der Hilfe des Auslandes, und sie scheute dabei so wenig vor den äußersten Folgen zurück, daß sie sich, um die Neutralität Englands zu erkaufen, sogar mit dem Gedanken befreundete, die Kolonien an den britischen „Erbsind“ abzutreten.

Ihre Hoffnungen auf einen entscheidenden Schlag knüpfte die Königin, die stark unter dem Einfluß des Bischofs d'Agoût, des Marquis de Breteuil und vor allem ihres ergebenen spanischen

Freundes Graf Hertz stand, an die Flucht zur Ojstergrenze des Königreichs, wo die königliche Familie unter dem Schutz des gegenrevolutionären Generals Soult ihre Handlungsfreiheit wieder gewinnen sollte, während sie zugleich die Aufmarsch österreichischer Truppen an der französischen Grenze erwartete. Die Flucht schlug fehl, aber bezeichnend ist, welche Absichten Marie Antoinette mit dem Seligen des Plans verband. „Man muß“, schrieb sie schon im Februar 1791 an Kerch, der damals österreichischer Minister in Brüssel war, „zunächst die Flucht begründen, dem Volke, das nur betrogen ist, vergehen und ihm sämlicheln durch Liebesbetörungen; ausnehmen von dem Kardon die Häupter der Faktischen, die Stadt Paris, wenigstens wenn sie nicht zur alten Ordnung zurückkehrt, und alle diejenigen, welche nicht in einer bestimmten Zeit ihre Waffen niedergelegt haben, die Parlamente wiederherstellen, doch nur als Justizhöfe, so daß sie sich niemals wieder in Verwaltung und Finanzen einmischen dürfen“ — mit einem Wort: die Wiederherstellung des Absolutismus, wie er in seiner Sünden Maitenblüte gewesen, war das Ziel der Königin.

Nach der Verteilung der Flucht sann Marie Antoinette mehr denn je darauf, wie sie die europäischen Monarchen vor den Wagen ihrer dynastischen Interessen spannen könnte. Während unter ihrer Leitung die Komödie der königlichen Eitelkeit auf das „monströse Nachwerk“ von Verfassung vorstalten ging, reiste Graf Hertz in ihrem Auftrag und mit Vollmachten versehen bei den europäischen Höfen herum, um sie gegen die Revolution aufzukämpfen. Seine Aufgabe war nicht leicht, denn es galt sehr entgegenstehende Interessen miteinander zu veröhnen; vor allem schwankte Kaiser Leopold II., der Bruder der Marie Antoinette, unsicher hin und her, weil er sich auf das Wagnis keinesfalls allein einlassen wollte und von den anderen im Stich gelassen zu werden fürchtete. Zunächst freilich handelte es sich noch nicht um ein unmittelbares bewaffnetes Eingreifen in die inneren Angelegenheiten Frankreichs. In einem Brief an Kerch entwickelte Marie Antoinette den Gedanken eines europäischen Kongresses in Aachen, der sich allerdings auf eine beträchtliche Truppenmacht stützen sollte, und gab auch an, was als Vorwand zu diesem Kongreß dienen konnte: die Nationalbewaffnung in Frankreich, die Predigt der Propaganda und die Annexion der päpstlichen Besitzungen an der Rhone. Zu diesem Ende schrieb sie auf den Rat Hertzens persönlich an den König von Schweden, an die Kaiserin von Rußland und die Königinnen von Spanien, Portugal und Sizilien.

Manchmal glaubte Marie Antoinette allen Ernstes, daß die Drohung mit Waffengewalt genügen werde, das revolutionäre Frankreich zu Ruhe und zur „Vernunft“ zu bringen, und sie freute sich schon auf die Stunde, wo sie ihre Rache fast genießen wollte: „Welch ein Glück“, schrieb sie an Kerch, „wenn ich einst den Tag erleben werde, wo ich allen diesen Lumpen zeigen kann, daß ich nicht von ihnen habe narren lassen.“ Konnte dieser Tag nur durch einen Krieg gegen die französische Nation herbeigeführt werden, so war es ihr eben recht. Als deshalb in der Nationalversammlung ob des drohenden Gebardens der in den westdeutschen Fürstentümern angesammelten Emigrantenhaufen die Irregelmäßigkeit wuchs, frohlockte sie in einem Brief an Kerch: „Zunächst, glaube ich, werden wir den Krieg erklären — nicht einer Macht, die Mittel gegen uns hat (dazu sind wir zu feige), sondern dem Kurfürsten und einigen deutschen Fürsten, in der Hoffnung, daß sie sich nicht verteidigen können. Die Dummköpfe sehen nicht, daß sie damit uns nur einen Dienst erweisen! Weil, wenn wir beginnen, endlich doch alle Mächte sich einmischen müssen, um die Rechte eines jeden zu verteidigen.“ Und was sie über den Ausgang des Krieges dachte, ließ sie in einem Brief an Kerch über die bevorstehende Kriegserklärung durchblicken: „Ich brauche Ihnen nicht ausführlich zu beweisen, wie absurd dieser Schritt ist: ohne Armee, ohne Justiz und Ordnung, ohne Geld sind wir es, die angreifen wollen!“ Aber Marie Antoinette brauchte den Krieg, weil sie die Niederlage brauchte, und wenn sich auf den Trümmern Frankreichs der absolute Thron der Bourbonen erhob, so war ihr der Preis nicht zu hoch.

Wie weit Erziehung und Einfluß die Schuld Marie Antoinettes mildern können, steht auf einem anderen Blatt, aber ihre Schuld selber ist bis aufs J-Pünktchen bewiesen, wenn sich das Revolutionstribunal mit seiner oft antzügen Justiz auch mehr von Instinkten als von Beweisen leiten ließ. Auch wird ihr jeder Gegner der Todesstrafe für die herbe Zeit des Dubens, in der sie Augenblicke wahrer Würde hatte, menschliches Mitgefühl nicht ver-

sagen, aber das ändert nichts daran, daß die Bürgerin Marie Antoinette Capet, weiland Erzherzogin von Oesterreich und Königin von Frankreich ihr Schicksal als Schuldige erlitt.

Ueber Schauspieler und Sänger.

Von Rudolf Blümler.

„Der Virtuose steht zum Komponisten wie der Schauspieler zum Dichter“, notiert einmal Hebbel in seinem Tagebuch. Noch heute ist ähnliches nicht nur die Ansicht der Laien, sondern meist auch jener, deren Beruf es ist, über künstlerische Fragen dieser Art nachzudenken und zu schreiben. Nur denkt man bei dem Virtuosen besonders an den Sänger, den man auf diese Weise in eine Parallele zum Schauspieler bringt. In der Tat weisen seit Alters her Sänger und Schauspieler manche Gleichheiten auf, vor allem in der beruflichen Tätigkeit und der sozialen Stellung. Aber die Verschiedenartigkeit ihrer künstlerischen Tätigkeit und Begabung genügt nicht zu der Erkenntnis, daß Schauspieler und Sänger überhaupt nicht in eine künstlerische Parallele gebracht werden können. Vielmehr sah man in beiden „reproduzierende“ Künstler: der Sänger singt, was der Komponist komponiert hat, der Schauspieler spielt, was der Dichter gedichtet hat. Und mit dieser Erschöpfung ihrer Unterscheidung wird oft genug der Schauspieler niedriger eingeschätzt, weil Sprechen leichter sei als Singen. Jenes erfordert höchstens einige technische Studien, dieses eine stimmliche Veranlagung. Oder man geht noch weiter: der Sänger ist Wort für Wort, Silbe für Silbe an den Komponisten gebunden, der Schauspieler dagegen kann reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Sticht man davon ab, daß es eine reproduzierende Kunst überhaupt nicht gibt — jede Kunst kann immer nur produzierend sein, sonst ist sie eben keine Kunst — abgesehen davon, ist es eine irtümliche Auffassung, daß der Schauspieler überhaupt reproduziert. Er spricht, während der Dichter dichtet. Und es ist ein weiterer Irrtum, anzunehmen, daß er reden kann (richtiger darf), wie er will. Das Sprechen an sich ist allerdings zunächst noch keine Kunst. Jeder Mensch kann sprechen, aber meist nur seine eigenen, das heißt seinem Gehirn entsprungene Sätze. Und selbst diese pflegt er schlecht zu sprechen, wenn es sich um das handelt, was man im speziellen Sinne eine „Rede“ nennt. Der Pfarrer, der Professor, der Parlamentarier, der Anwalt, der Versammlungs- und der Tischredner sprechen häufiger schlecht als gut. Man weiß, es gibt wenig gute Redner und die deutsche Nation steht hierin den anderen, besonders den romanischen, entschieden nach. Es gibt also offenbar eine Sprechbegabung, die nicht bloß darin besteht, die wirksamen Worte und Sätze zu finden, sondern vor allem die richtigen und wirksamen Sprechweise: „Allein der Vortrag macht des Redners Glück.“

Ueber das Wesen dieses Vortrags oder Ausdrucks ist man sich aber meist nicht im Klaren. Man ist an das Sprechen der Menschen so gewöhnt, daß man gar nicht mehr darauf achtet, daß die Sprache eine Melodie hat (die freilich mit der der Musik nichts zu tun hat). Die Sprechbegabung ist daher eine sprachmelodische Begabung und diese wiederum das eigentliche Talent des Schauspielers. Es ist ein sehr verbreiteter Irrtum, daß die Worte des Dichters, ob es sich nun um Gedichte oder Dramen, um Prosa oder Verse handelt, die sprachmelodischen Töne schon enthalten. Vielmehr hat hier alles der Schauspieler (oder Regisseur) zu tun, der somit zum Dichter nicht in dem Verhältnis steht, wie der Sänger zum Komponisten, sondern wie der Komponist zum Dichter.

Mit dieser Bestimmung wird der Schauspieler keineswegs über den Dichter gestellt. Seine Kunst besteht nicht darin, daß er erst aus dem Dichter „etwas macht“, ihn gewissermaßen erst zur Vollendung bringt. Der Dichter hat sein Werk vollendet. Mit dem Schauspieler und Regisseur beginnt aber eine neue Kunst. Eine gute Dichtung kann schlecht, eine schlechte gut vorgetragen werden. Aber ebenso wenig wie der Schauspieler und Regisseur über dem Dichter steht, ebenso wenig trifft die Ansicht zu, daß er sich dem Dichter unterzuordnen habe. Besonders vom Regisseur fordert die Kritik häufig, er solle die Worte des Dichters zu Gehör bringen, oder gar, er solle dem Dichter „dienen“. Keine Kunst dient. Aber freilich, gerade je selbständiger die Kunst des Schauspielers oder Regisseurs ist, um so mehr wird sie indirekt dem Dichter dienen.

Wesen und Natur der schauspielerischen, d. h. also sprachmelodischen Begabung sind wenig erforscht. Man weiß, daß es auch in der Schauspielkunst „Richtungen“ gegeben hat, daß insbesondere

auf eine Zeit des sogenannten Pathos eine Zeit des Naturalismus folgte: es galt als die größte Kunst, die Worte des Dichters möglichst natürlich zu sprechen, sie dem Ton des Lebens nahe zu bringen, ja sogar diesen zu kopieren. Dabei vergah man, daß der Ton des Lebens, also das, was man für Natur hielt, eben gerade das Problematische war, ja daß das Leben selbst jenes Pathos, das man vermeiden wollte, nicht entbehrt. Es gab eine Zeit, wo der Ton des Lebens pathetischer war als der auf der Bühne. Und vor allem: was war als „Natur“ anzusehen, zu erstreben und nachzuahmen? Sie ist auch im Sprechtonfall von unendlicher Verschiedenheit. Der Tonfall der Völker ist verschieden, jedes Volk hat zahlreiche Dialekte. Alter, Geschlecht, Charakter, Beruf variieren den Tonfall bis zu den subtilsten Unterschieden. Nicht zwei Menschen sprechen gleich. In dieser Erkenntnis haben sich unsere Schauspieler seit einer Reihe von Jahren vom sogenannten Naturalismus wieder abgewandt (abzuwenden gesucht). Und es heißt, sie sind auf der Suche nach dem neuen Stil, von dem viel geredet und geschrieben wird. Was man aber bisher zu hören bekam, war eine Art Kompromiß zwischen Naturalismus und ehemaligem Pathos, d. h. eine willkürliche, von keiner inneren Notwendigkeit angetriebene Steigerung oder Aufschaukung des Alltags-tonfalls. Das Schöpferische aber fehlte, d. h. die sprachmelodische Begabung war überall zu dürftig.

Schauspielkunst und Rezitation sind sprachmelodische Neuschöpfung, die in Rhythmus und Laut eine Dichtung weiter schafft.

Und wenn das wahr ist, dann gibt es wenig, sehr wenig Schauspieler. Vielleicht gar keinen.

Explantation.

Von Dr. E. Rosen.

Seit es den Bemühungen des großen Leipziger Chirurgen Thiersch gelungen war, eine Methode auszuarbeiten, die es dem Arzt ermöglichte, ausgedehnte Hautstreifen von einem Menschen auf den Körper eines anderen zu „überpflanzen“, hat die sogenannte Transplantation oder Leberpflanzung in der Heilkunde eine immer größere Bedeutung und Wichtigkeit erlangt. Früher fanden die Ärzte umfangreichen Verletzungen der Oberhaut, z. B. nach Verbrennungen, ziemlich hilflos gegenüber, während es dank der Thiersch'schen Methode heutzutage mit großer Sicherheit gelingt, derartige Wunden zur Heilung und damit zur Heilung zu bringen.

Der Prozeß der Wundheilung wird zunächst dadurch eingeleitet, daß die auf die Wundfläche gebrachten fremden Hautlappen durch Blut- und Lymphgefäße mit der Unterlage verbunden. Dann wandert von den tiefer gelegenen Hautschichten junges Bindegewebe in die Lappen hinein, ein Netz feiner Blutgefäße gelangt zur Ausbildung, so daß bereits vom vierten Tage an der fremde Hautlappen als selbstgewachsen gelten kann und in normaler Weise gleich der eigenen Haut des betroffenen Patienten ernährt wird.

Doch die moderne Medizin ist bei diesen Erfolgen nicht stehen geblieben. Bald wagten sich die Chirurgen auch an größere und gefährlichere Operationen, an die Leberpflanzung von Knochenstücken, Sehnen, Blutgefäßen und so fort. Ja sogar Transplantationen ganzer Organe, Leberpflanzungen von Nieren, Bauchspeicheldrüsen, Milz, Milchdrüsen, Keimdrüsen usw. wurden zuerst im Tierexperiment und später teilweise auch bereits bei Menschen mit bestem und dauerndem Erfolg durchgeführt.

Wir wollen heute jedoch diese interessanten Versuche nur kurz erwähnen — in einem späteren Aufsatz sollen sie uns eingehender beschäftigen — und uns einem anderen sehr interessanten und in seinen Folgen für die wissenschaftliche Erkenntnis außerordentlich bedeutsamen Experiment zuwenden, der sogenannten Explantation oder Auspflanzung.

Wenn es möglich war, Gewebe und Organe eines Tieres auf ein anderes Tier zu übertragen, so dorthin zur Anheilung und zum Weiterleben zu bringen, so lag der Gedanke nahe, zu versuchen, ob sich abgetrennte Teile eines Tierkörpers nicht auch frei auf künstlichen Nährböden am Leben erhalten und gütigen ließen. Daß die einzelnen Organe, besonders bei niederen Tieren, vielfach eine ziemlich weitgehende Selbstständigkeit und außerordentliche Lebensfähigkeit besitzen, war schon aus dem allbekannten Vorlesungs-

Wazlaw.

Aus der Watschauer Revolutionszeit.

Von Marion.

Vier Personen befanden sich im Zimmer: Fräulein Maria, Musiklehrerin, deren Bräutigam und zwei Genossen. Sie waren jung, und schlecht gekleidet. Der eine war ein Arbeiter, der andere, mit den funkelnden Augen verriet den „Intelligenten“ aus jenem speziellen Kreise der polnischen Intelligenz, die sich aus eigener Kraft durch das Gymnasium und später durch die Universität durchgearbeitet, mit Nachhilfsstunden Mutter und Schwester ernährt, sich einmal in der Woche ein richtiges Mittagessen leistet und im 30. Lebensjahr, wenn die Lebensbahn einen Aufschwung zu nehmen beginnt, und der Name bekannt wird, an Schwindsucht stirbt. . . .

Sie unterhielten sich leise, denn Fräulein Maria wohnte möbliert bei einer Familie, die niemals darauf eingegangen wäre, das Zimmer für Versammlungen herzugeben. Wenn sie kamen, klopfen sie vom Treppensur an ihre Wand, und sie ließ sie heimlich herein. Mit ihnen kam auch der Bräutigam, den sie mit Wissen der Familie empfing. Er begrüßte Maria laut, lachte und benahm sich möglichst geräuschvoll, damit die anderen sich unterdessen ungezwungen beraten konnten.

Aber heute klang sein Lachen so unnatürlich, daß die „Familie“ bei näherem Zuhören hätte erkennen müssen, daß etwas Außergewöhnliches vorging.

„Ich kann nicht mehr“, sagte er schließlich. „Wollte mit den Stühlen oder tue, was Du willst, damit ich nicht zu lachen brauche. . . . Wenn ich bedenke, daß sie uns jeden Augenblick abfassen können. . . .“ Der Arbeiter sah zum Fenster hinaus.

„Es ist nicht hoch. . .“

„Und am Ende des Hofes ist ein Jaun. Springt man hinüber, so befindet man sich auf einem anderen Grundstück und in einer anderen Straße.“ Wählich ließ sich ein langes, scharfes Klingeln vernehmen.

„Das sind sie“, flüsterte Maria.

Gleichzeitig klingelte es auch an der Rückentür.

„Wazlaw, hole mir!“ rief der Arbeiter, hob das Fenster heraus und sprang ohne Bedenken in den schwarzen Abgrund.

Wazlaw hinter ihm her. Maria rannte zur Tür.

„Wer ist da?“

„Ein Telegramm. Bitte öffnen.“

Sie öffnete. Ins Zimmer drangen ein dicker Polizeikommissar, 5 Gendarmen, 5 Schulente und eine Frauensperson. Auf der Treppe blinckten die Karabinieri der Soldaten.

Nach dem gewagten Sprung muhten sich die beiden Freunde trennen. Der Arbeiter hatte sich den Fuß verstaucht und ließ sich, den Schmerz unterdrückend, in die Ecke des Hofes schleppen, vielleicht konnte er hinter dem Müllkasten unbemerkt bis zum Morgen liegen bleiben. — Wazlaw entschloß sich nach kurzem Zögern, über den Jaun zu klettern und befand sich nach einer Weile in einer anderen Straße. Er begann sich auf die Adresse eines in der Nähe wohnenden Freundes und eilte zu ihm. Hier traf er in einer kleinen Stube drei, vier Mann. Man räumte Wazlaw feierlich einen Platz auf dem Fußboden ein. Als Unterlage diente ihm verbolene Literatur: 5000 revolutionäre Aufrufe auf ganz dünnem Papier.

Sobald der Morgen graute, machten sich die Genossen auf den Weg. Jeder hatte eine Mission. Wazlaw begab sich zur Arbeiterversammlung, wo er erwartet wurde. Kaum hatte er angefangen zu sprechen, als gemeldet wurde, daß Militär herbeizöge. Eine Verwirrung entstand. Ein Mädchen mit einem Tuch auf dem Kopf erfaßte seine Hand.

„Folgt mir schnell, Herr!“

Sie führte ihn durch enge, finstere Gassen über ungepflasterte, holprige Straßen. Zuweilen ging es ihm durch den Sinn, ob sie nicht von der Polizei gefolgt war. . . . Endlich blieb sie vor einem großen, verfallenen Haus stehen und begann, die schwarze, moorsche Treppe hinaufzuklettern.

„Hier wohne ich“, sagte sie, als sie im dritten Stock am Ende eines langen Korridors, aus dessen Wänden Feuchtigkeit herdrückte, ankam. Sie öffnete eine kleine Tür, durch die fables Licht herausströmte. „Hier habe ich bei einer Familie einen Winkel gemietet. Sie können hier bleiben, Sie sind sicher aufgehoben. Ich muß nach der Fabrik! Leben Sie wohl!“

Als Wazlaw allein blieb, sah er sich in der Stube um, deren einziges kleines Fenster sich unter der niedrigen Balkendecke befand. Von den Wänden sickerte das Wasser allgernd herunter. Ein schwüler Geruch von Schweiß und Kartoffeln erfüllte die Luft. Die Wirtin, die Frau eines Schuhmachers, der augenblicklich „brummt“, machte sich an einem kleinen Bord zu schaffen. Sie wunderte sich nicht im geringsten und zeigte Wazlaw sehr höflich die an das Mädchen vermietete Ecke. Der zweite Winkel war an einen Lastträger vermietet, der augenblicklich im Krankenhaus lag. — Im dritten sah auf einem Bündel verfaulten Strohs eine Bettlerin.

Am Abend kam das Mädchen nach Hause und erzählte erregt, was draußen vorging. Jeden Augenblick werde jemand verhaftet; duzendweise würden die Leute abgeführt. Patrouillen durchstreiften die Straßen, hielten Fußgänger und Fahrende an, holten sie aus den Caféhäusern und aus den

Räden heraus. Wazlaw blieb nichts anderes übrig, als den mit Insekten reich besetzten Winkel des abwesenden Lastträgers als Nachlager zu benutzen. Zwei Tage verbrachte er hier, nährte sich von Kartoffeln und sorgte für Aufklärung in der Dachkammer. Länger wollte er dem Mädchen nicht zur Last fallen. Gegen Abend ging er fort. Auf Umwegen, die einen ihn etwa beobachtenden Spion irreführen sollten, begab er sich zur Versammlung, die in einer großen Siederei stattfand.

Etwa 200 Arbeiter waren bereits versammelt. Er begann zu reden. In den auf ihn gerichteten Blicken las er Zukunftsvorhersagen. In heißen Worten feuerte er zum Kampfe an und zur Einigkeit. . . . Die Arbeiter hörten schweigend zu. Die düsteren, eingerückten, vom Feuer der Dese erleuchteten Gesichter erglänzten vor Begeisterung. Es war, als wäre ein Sonnenstrahl auf ihr hartes, schweres Los gefallen. Wählich ließ sich in der Stille das wohlbekannte Sporengerassel vernehmen.

„Liebe, Genosse!“ riefen einige Stimmen Wazlaw zu. Aber es war zu spät. Eine von Gendarmen geführte Soldateneinheit war in den Saal gedrungen. Mit ihren Luksaugen hatten sie den Agitator erfaßt und ihn in ihre Klauen gerissen. . . .

„Vorwärts, Jungens, wir lassen uns nicht fangen!“ erdrönte ein allgemeiner Schrei. Viele starke, fehnige Arme fielen über die Soldaten her, jemand löschte das Licht aus, ein wütender Kampf entfesselte sich im Finstern, ein Kampf, in dem sich grenzenloser Haß entlud. Schultern rieben sich an Schultern, jeden Augenblick fiel ein Körper dröhnend zu Boden, ununterbrochen ließ sich ein langgedehntes Stöhnen von unten vernehmen. Es krochte aus den Revolvern. Rauch und Ruß erfüllten die Siederei.

Die Soldaten begannen langsam zurückzuweichen. Sie konnten sich in dem engen Raum nicht der Karabinieri bedienen, so daß sie nur mit den Kolben nach rechts und links dreinschlügen. Die mit der Vertlichkeit besser vertrauten Arbeiter waren die Herren der Situation. Sie verperrten das Tor und stellten aus Tischen, Bänken, Kisten und allerlei schweren Gegenständen, die sie unter der Hand hatten, Barrieren her.

„Macht Euch aus dem Staub, Genosse! . . . Was ist das? Seid Ihr verwundet?“ Wazlaw rief sich die Schläfen, von denen das Blut niederfloß, mit dem Tuch ab.

„Es ist nicht schlimm.“

Eine Weile ging Wazlaw unbehindert die Straße entlang. Erst an der dritten Querstraße begegnete er einer Patrouille. Er wurde angehalten und nach dem Paß gefragt. Als er ihn herausholen wollte, bemerkten sie Blut.

versuch bekannt, daß das herausgeschnittene Herz eines Frosches, wenn das Blut durch physiologische Kochsalzlösung ersetzt wurde, viele Tage hindurch seine Pumparbeit fortsetzte.

Selbst bei höheren Tieren wurden ähnliche Versuche mit Erfolg durchgeführt. So gelang es z. B. Kulikow, das herausgeschnittene Herz eines Kaninchens, nachdem es vorher sogar zwei Tage im Eisfrank aufbewahrt war, durch Durchleitung eines Gemischs von Chlorcalcium, Chlorcalcium, Chlornatrum und doppelkohlenstoffsaurem Natrium in Wasser — neu zu beleben und mehrere Stunden in Tätigkeit zu erhalten.

Einen weiteren Fingerzeig über die einschlagenden Wege boten die bei der Züchtung von Bakterien und einzelligen Tieren, z. B. bei Trypanosomen (den Erregern der Schlafkrankheit und anderer tropischer Seuchen) auf künstlichen Nährböden gewonnenen Erfahrungen. Nach zahlreichen vergeblichen Bemühungen zeigte es sich, daß besonders das Blutplasma des Tieres, dessen Organe und Gewebe man künstlich züchten wollte, das günstigste Medium lieferte, um erfolgreich zu arbeiten.

Unter strengster Asepsis — d. h. Fernhaltung aller bakterieller Verunreinigung — wird das Blut direkt aus den Adern des Versuchstieres entnommen und daraus durch Zentrifugierung das Blutplasma gewonnen. Auf einem sterilisierten Uhrglase oder einer höhlgeschliffenen Glasplatte werden dann die zur Züchtung bestimmten Gewebeteile mit dem Blutplasma übergoßen, das rasch gerinnt und die betreffenden Gewebeteile fest einschließt. Selbstverständlich muß die Züchtung und Untersuchung unter dem Mikroskop bei einer der Körpertemperatur des betreffenden Tieres entsprechenden Temperatur — bei Säugetieren also bei 37 bis 38 Grad Celsius — erfolgen, und man muß ferner durch Zuführung von Wasserdämpfen eine Austrocknung des Präparats verhindern. Am günstigsten für die Beobachtung sind ganz junge embryonale Gewebe und Organe; doch lassen sich auch Gewebeteile erwachsener Tiere auf diese Weise künstlich und losgelöst von dem Mutterorganismus züchten. So haben die verschiedensten Forscher — ich nenne hier nur besonders Correll, Harrison, Opper, Braus u. a. — im Laufe der Zeit mit bestem Erfolg Herzwandgewebe, Haut, Teile von Milz und Leber, Keimdrüsen, ja sogar ganze Organe, wie z. B. die Herzanlage junger Fische, wachsen, selbst monatelang nicht nur am Leben erhalten, sondern auch ihre Zellwachstum und ihre selbständige Fortentwicklung beobachtet. Wie werden später sehen, daß es sich bei derartigen Versuchen nicht etwa um eine ganz interessante, oder nutzlose wissenschaftliche Spielerei handelt, sondern daß wir dieser jungen Methode schon heute wichtige, für den medizinischen Fortschritt und die wissenschaftliche Erkenntnis wertvolle Ergebnisse verdanken.

Wir wollen uns nun den Versuchen selbst zuwenden, wobei wir zunächst den Ausführungen von Dr. Braus folgen, dessen genialer Experimentierkunst die Wissenschaft schon so viel zu danken hat. Wir werden zunächst einmal sehen, was uns diese neue Methode für Ergebnisse über die wichtige Frage der Entstehung der Nervenbahnen im Tierkörper zu geben vermag, diesen seinen Leitungsbahnen, die gleich den Drähten eines Telegraphenapparates die einzelnen Organe miteinander verbinden, in Beziehung stehen und erst ein einheitliches Zusammenarbeiten des Tierkörpers gewährleisten. „Wir können heute gleichsam“, wie Braus mit Recht betont, dank dieser Methode „den Logen der Nabel und Drähte zusehen“ und genau beobachten, wie diese Verbindung erfolgt. Zu diesem Zweck entnimmt man einer jungen Froschlarve ein winziges Stückchen der Anlage des Rückenmarks, aus der man mit Hilfe feinsten Nadeln einige Nervenzellen, sogenannte Ganglienzellen, herauspräpariert und sie in das Blutplasma einbettet. Bald sieht man, wie aus der Nervenzelle ein feiner Faden auswächst und immer länger wird. Das ist die erste Anlage eines Nerven oder, wie der wissenschaftliche Ausdruck lautet, eines „Neuriten“, der später die Aufgabe hat, empfangene Reize zu den Muskeln oder anderen Organen zu leiten und diese zu entsprechender Tätigkeit anzuregen. Mit dieser Beobachtung ist die alte Streitfrage, wie die Nerven entstehen, endgültig gelöst; sie sind, um das nochmals besonders zu wiederholen, Auswüchse der Ganglienzellen. Auch die Ausbildung feiner sädiger Differenzierungen im auswachsenden Nerv, der sogenannten „Neurofibrillen“, konnte unter dem Mikroskop im Leben beobachtet werden. Interessant sind auch die Beobachtungen über die Geschwindigkeit des Auswachsens der Nervenfasern, die im Maximum in der Minute etwa 0,001 Millimeter

beträgt. Es würde daher etwa 70 Tage beanspruchen, bis der Nerv eine Länge von 10 Zentimetern erreicht hat.

In ganz entsprechender Weise vermochten verschiedene Forscher mit Hilfe der Explantationsmethode unmittelbar unter dem Mikroskop auch die Ausbildung von Muskelgewebe, Bindegewebe, Knorpel usw. zu beobachten und daraus wertvolle Schlüsse über die Frage der Selbstdifferenzierung der einzelnen Gewebe zu ziehen.

Von besonderem Interesse ist es dabei, daß das junge, noch undifferenzierte Muskelgewebe in der künstlichen Kultur sich zu typisch ausgebildeten Muskeln entwickelt, während doch im Tierkörper selbst der Bau des Muskelgewebes bei bloßer Durchschneidung der Nerven, also wenn der Muskel außer Tätigkeit gesetzt wird, rasch degeneriert und verschwindet.

Wieselfach zeigt sich in älteren Kulturen etwas sehr Merkwürdiges. Es findet nämlich mit der Zeit keine weitere Differenzierung statt, sondern eine Entdifferenzierung, d. h. die Gewebe wachsen wohl weiter und bilden durch Zellteilungen neues Material, aber die neuen Zellen nehmen ein jugendliches, gleichmäßiges, embryonales Aussehen an, so daß sich zuletzt nicht mehr unterscheiden läßt, ob das Ausgangsmaterial der Kulturen aus Knorpel, Bindegewebe oder Muskel bestand hat.

Fast in allen Fällen und bei allen verschiedenen Geweben, mit denen man diese Versuche anstellte, wurde ein Weiterwachsen der explantierten Gewebe erreicht. Ja, es gelang sogar, die neugezüchteten Gewebe in ganz entsprechender Weise, wie man auch eine Bakterienkultur von einem Nährboden auf einen neuen überpflanzen kann, auf andere frische Nährflüssigkeiten zu übertragen und sie dort zum Weiterwachsen zu bringen. Sehr interessant sind auch verschiedene Versuche französischer Forscher, denen es gelungen ist, weiche Blutkörperchen, sogenannte Leukozyten, auf künstlichem Nährboden zu züchten, und sie weit über ein Jahr am Leben zu erhalten. Freilich besitzen die Leukozyten auch im Tierkörper selbst schon eine große Selbstständigkeit. Trotzdem ist es überraschend, zu sehen, daß sich diese Zellen auch aus ihren natürlichen Verbänden losgelöst, nicht nur jahrelang am Leben erhalten lassen, sondern auch kräftige Lebenserscheinungen, Vermehrung und Wachstum zeigen, und sich fast ganz so wie selbständige einzellige Lebewesen verhalten.

Einen weiteren Beweis für die Lebenskraft künstlich gezüchteter Gewebe bieten die Versuche von Porzgo und anderen Forschern, denen es gelang, explantierte Stücke der Oberhaut oder der Knochenhaut wieder auf das Tier zurückzupflanzen und sie dort zur Anheilung zu bringen.

Für die Medizin hat die Explantation besonders bei der Bekämpfung der bösartigen Geschwülste (Krebs, Sarkinom oder Sarkom) wichtige Hinweise geliefert. Man vermag jetzt das Wachstum einer Krebsgeschwulst abgetrennt von dem erkrankten Organismus in einer Gewebekultur zu verfolgen und Mittel chemischer und physikalischer Art auszuprobieren, um das Wachstum zu hemmen und damit den Krebs in Heilung überzuführen. Mittel, die man natürlich am lebenden Menschen nicht ohne große Gefahr hätte erproben können. Diese so außerhalb des Organismus gezüchteten Geschwulstkeime lassen sich wieder auf ein anderes Tier übertragen und erzeugen bei ihm typische Krebsgeschwülste. Allerdings hat ihre Giftigkeit in der Kultur abgenommen. Züchtete man die Geschwülste in dem Blutplasma einer fremden Tierart, z. B. Sarcosporangien einer Ratte im Blutplasma einer Maus, so wachsen sie hier zwar auch weiter, aber das Wachstum ist geringer und die Lebensdauer kürzer. Diese Erscheinungen nehmen um so mehr zu, je entfernter der Verwandtschaftsgrad zwischen der Tierart, von der der Geschwulstkeim entnommen ist und der, die das Blutplasma für die Nährlösung liefert, war. Das ist leicht erklärlich. Wir wissen ja schon lange, daß das Blut verschiedener Tierarten aufeinander giftig wirkt, und daß diese Giftwirkung um so stärker ist, je weniger die Tiere miteinander verwandt sind.

Wir stehen erst am Anfang eines noch wenig erforschten Weges, aber schon die bisher erzielten Erfolge eröffnen uns glückliche Aussichten für weitere bedeutende Fortschritte wissenschaftlicher Erkenntnis und praktischer Ergebnisse für die Bekämpfung qualvoller Leiden, unter denen die Menschen heute noch leiden.

Notizen.

— Aus Berlins Schlaraffenland. In den alten Berliner Folgeverordnungen steht ein gutes Stück einheimischer Kulturgeschichte; einige zeigen, daß Berlin einmal ein richtiges Schlaraffenland gewesen ist. Nicht um mit der Zeit zu vergleichen, nur, um einen Blick in dies Berliner Paradies von einst zu gewähren, lassen wir hier einige Preisbestimmungen folgen, die die Berliner Polizei angeben konnte. Eine vom Jahre 1623 bestimmte, daß ein Pfund Karppen und Aale 15 Pf. kosten sollte, Ochsen oder Rind ein Groschen. Für ein Schock der größten Krebse durften nicht mehr als 2 Groschen gefordert werden, für eine gewöhnliche Gans je nach der Jahreszeit 3—3½, für eine gemästete 8—10 Groschen, für ein Huhn 1 Groschen, höchstens 1 Gr. 6 Pf., für ein Schock Eier 6—10 Groschen. Der Preis für ein paar Tauben war auf 1 Gr. festgesetzt, für das Schock Weißhohl auf 3—7 Gr., für einen Scheffel Mohrrüben auf 4—5 und für einen Scheffel Zeltowische auf 9—12 Gr. Gutes Rindfleisch kostete nach der Taxe 10 Pf., Kalbfleisch 8 Pf., Schweinefleisch 1 Sgr. das Pfund. Nach einer Taxe vom Jahre 1741 durften die Schlächter für alles Fleisch 1 Gr. 6 Pf. pro Pfund nehmen. Eine Rinderordnung vom 19. November 1709 verfügte, daß ein Brot im Gewicht von 1 Pfund 6 Lot 6 Pf. kosten sollte. Der Preis für ein zweipänniges Markfuder Eichenholz war je nach der Güte auf 8—9 Gr. festgesetzt. Für eine Maßzeit von vier guten Gerichten in den besseren Gasthöfen der Stadt wurden nach der Taxe 5—6 Gr. gezahlt. — „Es war einmal“, wird wohl mancher mit einem stillen Seufzer beim Lesen dieser alten Berliner Taxen denken.

— Das Verfürgen von Lampenschirmen bei elektrischen Lampen geschah bisher so, daß in die Schnur eine Anzahl Knoten gemacht wurden, die dann bei Verlängerung wieder gelöst wurden. Abgesehen von der Unmöglichkeit wurde auch die Isolierschicht dadurch leicht beschädigt. In weit besserer Weise kann man das Ziel erreichen, wenn in die Mitte eines Kartenblattes ein Ausschnitt, der oben und unten spitz zuläuft, sich gegen die Mitte erweitert, geschnitten wird. In dieses Kartenblatt wird die Schnur so geklemmt, daß der Teil, um den sie verkürzt werden soll, in Form einer Schlinge herausragt. Jede gewünschte Veränderung läßt sich dann leicht ausführen.

— Trepion - Sternwarte. Der Wölkchen „Groß Doña und seine Wölkchen“ mit erläuterndem Vortrag von Direktor Dr. Ardenhold wird noch weiter am Sonntag um 3, 5 und 7 Uhr sowie Montag, Mittwoch und Sonnabends um 6 und 8 Uhr im großen Hofsaal der Trepion - Sternwarte wiederholt. Dienstag, den 31. Juli, abends 7 Uhr: „Wohnort der Welten“ (astronomischer Lichtbildervortrag von Dr. Dr. Ardenhold). Mit dem großen Fernrohr werden bei klarem Wetter am Tage die Sonnenfleckengruppen, abends der Mond beobachtet.

— Die U r a n i a wird nach dreiwöchiger Sommerpause heute, Sonntag, wiedereröffnet. Das wissenschaftliche Theater bringt den Vortrag „Tirolo einst und jetzt“ bis zum Mittwoch, am Donnerstag wird zum ersten Male ein neuer Vortrag „Das Oberengadin und der Spilügen“ gegeben, der die im Fernengland leuchtenden Landschaften Graubündens vom Rheintal bis zum Comersee in zahlreichen farbigen Lichtbildern und Wandelpanoramen schildert.

Kameraden.

Auf dem Hofe der Kaserne —
Seltsam ist's uns vorgekommen,
Doch wir haben's aufgenommen,
Sagten gut und gerne:
Kameraden.

Auf dem weiten Plan in Flandern
Hat der Tod den Stahl geschwungen,
Hat ein grausam Lied gesungen:
Heut ist jeder gleich dem andern,
Kameraden!

Einmal wird der Frieden blühen,
Doch die tiefste aller Wunden,
Die wird nimmermehr gesunden:
Sterbend hat ein Feind geschrien:
camarades . . . !

Kultur-Bilder.

„Ach, Du blutest, Brüderchen . . . Es stimmt also . . . Komm nur mit!“

Sie durchstöbert seine Taschen und nahm ihm die Proklamationen, aber auch das Portemonnaie und die Uhr ab. Unterwegs fahnen sie noch einige andere ab und trieben alle zusammen nach dem Polizeirevier.

Hier warteten bereits, in zwei Reihen aufgestellt, Soldaten, die jeden Eintretenden mit dem Kolben auf den Kopf schlugen und den Mißhandelten sich gegenseitig wie einen Ball zuwarfen. Dieses Spiel dauerte so lange, bis alle Verhafteten ohnmächtig wurden. Ein Gendarm erfaßte Wozlaw, schleppte ihn in eine Lücke und schob den Kiebel vor. Die Zelle war zehn Schritte breit, ebenso lang, enthielt zwei Pritschen und 36 Einwohner. Diese lagen durcheinander, wo sie gerade hingekam waren. Im Winkel stand ein unbedeckter Eimer mit Urat. Durch die Ritzen, zwischen den verrotten Brettern quoll eine klebrige, riechende Flüssigkeit heraus und floß über die Säupter derer, die in der Nähe schliefen.

Beim Anblick eines neuen Gastes erhob sich ein Geschrei: „Ach, ein Kämpfer, ein Sozialist, verflucht!“

Alle Spitzbuben, Weiserhelden und Zuhälter entbrannten in altem, eingewurzeltetem Haß. Sie fielen über ihn her und begannen ihn mit Häuten zu bearbeiten. Ein Weichherzigerer posterte gegen die Tür:

„Aufheißer, he, zur Hölle!“

Aber es kam niemand. Schließlich erschranken die Gefangenen, als Wozlaw kein Lebenszeichen von sich gab. Sie riefen:

„Aufheißer! Wasser! Der Politische ist ohnmächtig geworden!“

Aber niemand kam. Erst gegen Morgen erschien der Wärter mit dem Frühstück. Als er Wozlaw bewußtlos, mit angefeuchteten Gliedern daliegen sah, meldete er es der Behörde.

Gegen Abend wurde er nach dem Krankenhaus gebracht.

„Wo bin ich?“ flüsterte er, als er zum erstenmal die Augen öffnete. Er betrachtete das saubere Bett, das in einem hellen, großen Zimmer stand. Gleich darauf vernahm er eine leise Stimme:

„Er hat das Bewußtsein wiedererlangt.“

Als er sich im Bett aufrichtete, bemerkte er zwei Gendarmen. Nun war ihm alles klar. Ein junger, sympatischer Arzt, ein Pole, verband ihm die Wunden. Er besuchte ihn jeden Tag, doch durften sie in Gegenwart der Gendarmen nicht reden. Nur einmal sagte der Arzt beiläufig, während er ihm den Verband anlegte:

„Wenn man an diesem Ende der Wunde zieht, fällt der ganze Verband ab.“

„Gm.“ brummte Wozlaw mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Gute, genau um sieben Uhr, gehen Sie nach dem Abort.“

Hierauf verließ er mit strenger Miene das Zimmer. Um die angegebene Stunde verließ Wozlaw das Zimmer, wie immer von dem Gendarmen begleitet. Im Korridor begegneten sie dem Hausdiener, der den Fußboden aufwischte und etwas vor sich hinbrumnte. Der Gendarm ließ sich mit ihm in eine Unterhaltung ein und nahm sogar eine Zigarette von ihm an. Wozlaw sah sich inzwischen aufmerksam um. Er bemerkte ein offenes Fenster, an dessen Außenseite eine Leiter lehnte. Im Ru löste er einen Entschluß. Während die beiden sich unterhielten, kletterte er zum Fenster hinaus, die Leiter hinunter. Am Baum, der das Krankenhaus umgab, befand sich eine zweite Leiter. Es verging kaum eine Minute, als er sich bereits in der StraÙe befand.

Nemand sah ihn bei der Hand, zog ihn in den geschlossenen Wagen, riß ihm den Verband ab und schrie:

„Fahr zu!“

Sie sausten wie der Wind dahin.

„Weißt Du auch, daß Du wegen Anstiftung zu bewaffnetem Widerstand angeklagt wirst und daß das Urteil bereits gefällt ist?“

„Wie lautet es?“

Der Genosse zögerte.

„Zum Tode“, sagte er schließlich.

„Um so besser“, erwiderte Wozlaw mit einer gleichgültigen Handbewegung. „Ich habe nichts mehr zu verlieren.“

Er stand auf dem Posten. Der durch übermenschliche Anstrengung gestärkte Wille spannte sich zur Tat.

Schließlich nahte der Wagen. Mit ruhigem Auge maß er die Entfernung, trat hervor und schleuderte aus ganzer Kraft die Bombe.

Die Straßen und Häuser erzitterten in den Fugen. Ein langgedehnter Donner ertönte. Aus dem geräuschvollsten Wagen fiel der Reichsbeamte auf den Damm. Die verwundeten Pferde trugen die Ueberreste der Reichswehr davon und rasten mitten durch das erschrockene Publikum. . . . Wozlaw fiel betäubt, von den Splittern des Wurfs verwundet, zu Boden, aber er fühlte keinen Schmerz.

„Getroffen . . .“ Diese Gewißheit erfüllte sein ganzes Hirn. Einige Schutzleute eilten herbei, ergriffen ihn, schlugen ihn unbarmerzig und fragten:

„Wer bist Du? Sag's!“

Er schwieg. Weder jetzt, noch später, als man ihn mit der „Magiska“ peitschte, als die unverheilten, neu aufgerissenen Wunden an seinem Körper brannten, sagte er ein Wort.

„Ich habe ihn getroffen . . .“ ging es ihm fortwährend durch den Kopf. Er wußte nicht mehr, wie oft man ihn vor den Untersuchungsrichter geschleppt hatte, wie viele Namen in seiner Gegenwart genannt wurden, um an dem Glanz seiner Augen zu erraten, wer er sei . . .

Eines Tages betrat der Staatsanwalt seine Zelle.

„Wozlaw“, sagte er langsam.

Wozlaw regte sich nicht.

„Verteile Dich nicht . . . Wir wissen alles. Du bist zum Tode verurteilt.“ Er sah ihn fest an.

„Paß auf, Wozlaw“, fuhr er nach einer Weile fort, „ich will das Todesurteil in lebenslängliches Gefängnis, oder . . . in eine kürzer bemessene StraÙe umändern. Renne Deine Helfershelfer.“

Er wartete einige Minuten.

„Bedenke, es handelt sich um Dein Leben . . . Renne wenigstens einen einzigen Namen.“

Wozlaw schwieg.

„In vierundzwanzig Stunden findet die Hinrichtung statt.“

Zögernd, immer noch hoffend, daß der Gefangene der Verurteilung erliegen würde, verließ der Staatsanwalt das Zimmer.

Am nächsten Tage erschien der Henker. Ihm folgte der Geistliche. Wozlaw entfernte ihn mit einer Handbewegung. Der Verurteilte wurde unter Eskorte auf den Gefängnis-hof geführt. Dort sah er den Galgen und darunter das frisch bereitete Grab.

„Für mich.“

Der Henker schnitt ihm das Haar ab und zog ihm ein langes, weißes Hemd über . . . das Festkleid der Verurteilten. „Wozlaw“, sagte er, „in zehn Minuten bist Du eine Leiche . . . hier an diesem Galgen . . . überleg's Dir . . . sag, wer Du bist . . . Wozlaw . . .“

„Tue Deine Pflicht“, unterbrach ihn Wozlaw.

Der Henker lächelte boshaft. Mit dem Ausdruck der Befriedigung auf dem tierischen Antlitz, warf er ihm eine dicke Sacklinge um den Hals. Die Soldaten präsentierten das Gewehr. Da rief Wozlaw, laut, mit dem letzten Atem der Brust:

„Es lebe die Freiheit!“

Einen Augenblick später hing er am Galgen.

(Aus dem Polnischen von Stefania Goldenring.)

Zur Förderung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs bitten wir um Benutzung der **Gutschriften-Abteilung** in unserem Hause Leipziger Straße. Auskunft in der Gutschriften-Abteilung im Zwischenstock.

Kleiderstoffe

Blusenstreifen mit Kunstseide, etwa 70 cm breit Meter	750	950
Kleiderstoffe Kunstseide, doppeltbreit Meter	1250	1590
Sackkleiderstoffe schwarz-weiß kariert, doppeltbreit Meter	1090	1490
Sackkleiderstoffe einfarbig, etwa 130 cm breit, in versch. Farben Meter	1890	2650
Covercoat für Sackkleider und Mäntel, doppeltbreit Meter	2450	3550

Seidenstoffe

Reinseidene Streifen neue Muster Meter	590	790
Reinseidene Schotten in verschiedenen Stücken Meter	590	1090
Rettendruckseide in großer Auswahl Meter	650	1250
Kleiderstoff in vielen Farben Meter	1790	2150
Kaschmir-Seide doppeltbreit, in modernen Farben Meter	1150	2750

Waschstoffe

Schleierstoff farbig mit gestickten Mustern Meter	590
Schleierstoff in vielen Farben und Streifenstellungen Meter	650 750
Schleierstoff weiß und farbig 110 cm breit Meter	750 825
Kunstseide gestreift und kariert in großer Auswahl Meter	975
Kunstseide gestreift in vielen Farben und Stellungen Meter	1500

Weißwaren

Matrosenkragen aus Glasbatist mit Spachtel-einsatz	250
Tüllfichus mit Valenciennes-einsatz garniert	390
Tüllkragen mit breiter Valenciennes-spiße	390
Großer Blusenbogen aus Glasbatist mit Valenciennes-einsatz	390
Tüllfichus große Form mit Valenciennes-einsatz	425
Blusenbogen gemustertes Stoff und imitiertes Klöppelspiße	475

Strumpfwaren

Damenstrümpfe Baumwolle, gewebt, schwarz	95 Pf.	125
Damenstrümpfe Baumwolle, gewebt, schwarz	185	225
Damenstrümpfe Flor, gewebt, schwarz	350	425
Herrensocken Baumwolle, gewebt, farbig	58 Pf.	85 Pf.
Herrensocken Baumwolle, gewebt, makrofarbig	85 Pf.	145
Herrensocken Baumwolle und Flor, gewebt, farbig	125	145

Tricotagen

Herren-Nejjacken naturfarben	165	225
Herren-Nejjhosen naturfarben	200	230
Damen-Korsettschoner Baumwolle, 1/2 Arm	165	275
Damen-Hemdchen Baumwolle, weiß	190	245
Damen-Schlupfhöschen Baumwolle, farbig	375	425
Damen-Hemdchsen Baumwolle, mit Garnierung	425	625

Deutsches Theater. Heute und folg. Tage 8 Uhr: Max Pallenberg in **Der kleine Napoleon.** Kammerstücke.

Heute bis einschl. Dienstag 7 1/2 Uhr: **Die Tänzerin** mit Leopoldine Konstantin. Mittwoch 7 1/2 Uhr zum 1. Male **Goldfische** (Luftspiel).

Volksbühne. Theater am Bülowplatz. Untergrund. Schön. Tor. Heute bis einschl. Dienstag 7 1/2 Uhr:

Die Königin der Luft. Mittwoch 7 1/2 Uhr zum 1. Male **Fahrende Musikanten** (Singspiel).

Musik von Robert Schumann. **Lessing-Theater.** Heute bis einschl. Dienstag (letzte Aufführungen) 7 1/2 Uhr Marie Ottmann u. H. Waldmann in **Niobe** Oper v. O. Blum enthal. Musik v. Osk. Straus.

Theater i. d. Königgrätzerstr. 8 Uhr: Künstlerische Tänze. „Abschiedssouper“.

Komödienhaus 8: Wie fessle ich meinen Mann? **Berliner Theater** 7 1/2 U.: Die tolle Komteß.

Walhalla-Theater. 7 1/2 U.: **Zigeuner.** Gartenbühne: Vorstellung.

Rose-Theater. 7 1/2 U.: Die Stunde des Betrugs. — Gartenbühne: Berlin, wie es lieb und hat.

Palast Tägl. 7 1/2, Sonnt. 3 1/2 u. 7 1/2, 8. Steidl, A. Müller-Lincke, Getr. Gräbner, B. Lehnhoff in „Der Herr ohne Wohnung“.

Dazu: **Afra**, die Seltsame usw. **Berliner Prater-Theater.** Antanienallee 7-9. Zum 63. Male:

Uha — famos! 6c. Anstaltungs-Operettenposse in 3 Akten mit Gesang u. Tanz. Vorher: d. gr. Varietéprogramm. Anfang 4 1/2 Uhr.

Voigt-Theater Badstr. 58. Badstr. 58. Tägl. h. große Extravorstellung. **Die drei Grazien.**

Vorher: Erstklassiges Spezialitäten-Programm. Anf. mont. 4 1/2, Sonnt. 4 Uhr.

Reichshallen-Theater. Gastspiel der **Leipziger Seidel-Sänger.** Anf. 7 1/2 U. Am 1. 8. Wiederbeginn d. Vorstellungen der Stettin. Sänger.

Theater für Sonntag, den 29. Juli. **Deutsches Opernhaus** 7 1/2 Uhr: **Die Fledermaus.**

Friedrich-Wilhelmst. Theater 8. Arbeiter-Vorstellung. 8 Uhr: **Der Walfischschied.** 7 1/2 Uhr: **Das Dreimäderlhaus.**

Gebr. Herrnhut-Th. Operetten-Gastspiel. 7 1/2 Uhr: **Die ledige Ehefrau.**

Kleines Theater 8 Uhr: **Im Bahnwärterhaus.** 3 1/2 Uhr: **Am Teetisch.**

Komische Oper 8 1/2 U.: **Die Dose Sr. Majestät.**

Lustspielhaus 7 1/2 Uhr: Die blonden Mädels vom Lindenhof. 3 1/2 Uhr: **Helmat.**

Neues Operettenhaus Schiffbd. 4a. Kassent. Nd. 281. 7 1/2 Uhr: **Der Soldat der Marie.**

NATIONAL-THEATER. Cöpenicker Straße 68. Nur noch 3 Tage. 7 1/2, 8 Uhr. **Die Lieder des Musikanten.**

Großer Erfolg! Ab 1. August bleibt das Theater wegen Vorbereitung der neuen, großen Ausstattungsposse kurze Zeit geschlossen. Musik von Walter Bromma.

UT Der grosse Erfolg! **Die Lieblingsfrau des Maharadscha** im U.T Alexanderplatz **nochmals verlängert!** Außerdem „Bios kein Skandal“ mit Knopochen

URANIA Sonntag, 29. Juli, 8 Uhr: **Tirol einst und jetzt.** Montag, 30. Juli, 8 Uhr: **Tirol einst und jetzt.**

300 Heute: **Gr. Militärkonzert.** Zoo je 60 Pf., Kinder Aqua je 30 Pf., die Hälfte. Zoo ab 6 Uhr 50 bzw. 25 Pf. **Aquarium.**

Admiralspalast. 2 Vorstell., 4 u. 7 1/2 Uhr. Nachm. kleine Preise. **Abraham.** Gr. phantastisch Ballett auf dem Eis. Abd. Einl. 7. Vzgl. Küche. Angen. köhler Aufenthalt.

Spezial-Arzt Dr. med. Hasche, Friedrichstr. 90 direkt am Stadtbad. Behandl. von Zyphtis, Haut-, Darm-, Frauenleiden, Geschl.-Krankh., Eryth.-Gale-Sturen, schmerzlose, kürzeste Behandlung ohne Verunstaltung. Blutuntersuchung. Nig. Brei. Teilzahlung. Sprechstunden 10 bis 1 und 5-8, Sonnt. 11-1.

J. Baer Badstr. 26 Eck. Prinz-Allee Horran-u. Knab-Moden, Berufskl. Einsogn.-Anzüge Joppen. Gr. Stofflager, eleg. Maßanfert. Billi gute, feste Preise

Münzen kauft Ball. Münzenhdg. Berlin, Wilhelmstr. 46/47.

TYPOGRAPHIA Gesangsverein Berliner Buchdrucker und Schriftsetzer gegr. 1819. Vorstand: Alexander Wilschmann. M.A.S.

Sonntag, den 5. August 1917, nachmittags 4 Uhr, in der Brauerei Julius Bötzw, Prenzlauer Allee:

SOMMER-KONZERT unter Mitwirkung der Musikabteilung des Garde-Landst.-Infant.-Ersatz-Bataillons, Garde 12, Doberitz. Musikleiter: P. Schulz.

Bei ungünstiger Witterung findet das Konzert im großen Saale statt.

Eintrittspreis 40 Pf., Vorverkaufskarten 30 Pf., sind zu haben in den Zigarrengeschäften von Bung, Prenzlauer Allee 1; K. Bielefeld, Gräferstr. 35; Gottfr. Schulz, Kottbuser Tor; P. Horach, Engelauer 15; Lehmann, Mittenwalder Str. 2; H. Köppe, Tilsiter Straße 45; A. Abraham, Neukölln, Donaust. 25; O. Dießner, Speisehaus, Warschauer Str. 22; Restaurant Beetz, Gollerstr. 18; Restaurant Radeke, Neue Jakobstraße 1, sowie in den mit Plakaten belegten Handlungen.

Meine Läger in Teppichen, Möbelstoffen, Gardinen, Säufertoffen, Tisch- und Divandecken etc. sind reich sortiert! **Teppich-Spezialhaus** **Emil Lefèvre** Berlin-Süd. Seit 1882 nur **Oranienstr. 158.** Mein altbekannt. Haus hat feinerlei Beziehung zu ähnlich laut. Firma.

MÖBEL in erstklass. Ausführung zu allerbilligst. Preisen liefert unmittelbar ab Fabrikgebäude an Private **Möbel-Groß-Lager** Berliner Tischler- und Tapezierermetr. **Albert Gleiser** G. m. b. H., Berlin C 33, Alexanderplatz

Umfangreichstes Lager von über 500 Einrichtungen. Besichtigung lohnend und erwünscht. Reichhaltigste Auswahl bis zum Auserlesensten. Preisverzeihnis m. Abbildung unsonst. Bahnfreie Lieferung durch ganz Deutschland.

Spezialarzt Dr. med. Coleman 1. Geschlechtskrankh., Haut-, Harn-, Frauenleiden, nervös. Schwäche, Beinkranke, Ehrlich-Hata-Kuren (Dauer 12 Tage). Behandl. schnell, sicher u. schmerzlos ohne Berufsstörung in Dr. Honeyer & Co. konz. Labor. I. Blutunters., Fäden im Harn usw. Friedrichstr. 81, gegenüb. Panoptik. Königstr. 34-36, Ecke Neuo Spr. 10-1 u. 5-8, Sonnt. 10-1. Honorar mäßig, a. Teilzahl. Separats Damenzimmer.

Ärztl. geleitete, modern eingerichtete Heilanstalt f. ambulator. Behandlung **Künstl. Höhensonnen** (Die wissenschaftl. anerkannte u. bewährte „Behandlung“)

Modernes, erprobtes Heilverfahren: Naturheilverfahren, Elektro- u. Lichttherapie, Wasserheilverfahren, Pflanzen- und Kräuterbäder, Sauerstoffkuren, homöopathische Behandlung, Pflanzeninjektionen. — Nachweisbar gute Heilerfolge bei sämtlichen Krankheiten, inneren und äußeren (speziell chronischen Leiden), z. B. Lungen-, Hals-, Herz-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren- und Blasenleiden, Nervenschwächen, nervösen Kopfschmerzen, allgemeiner Nervosität, allgemeiner nervöser Abspannung; Jochias, Licht, Rheumatismus; familiären Ausschlägen, Nichten, Wunden, Wärmungen, sowie Kinderlähmung; Stoffwechsel-Krankheiten, Zuckerkrankheit usw. — Wegen Raumangel seien nur einige Fälle mitgeteilt: Herr A. Felswig, Postfach 10 Berlin, Ernststr. 25. Von Wagnerschwäche, Verstopfung u. Nerven-schwäche in 4 Wochen geheilt. Sollte operiert werden. — Herr A. Wilschmann, Berlin, Mühlenthorstr. 3. Von Geschwulst und Abszess an alter Operationsnarbe mit 15 Behandlungen geheilt. — Fr. M. Ruffsch, Bin-Schöneberg, Sedanstraße 17 II bei Friedl. Von Geschwulst u. Nerven-schwäche in 4 Wochen geheilt. Vorher dringend zur Operation geraten. — Herr A. Schlöb, Berlin, Caprivierstr. 24. Von Geschwulst in 1 Monat vollständig geheilt. Vorher 6 Wochen mit Jodium in einer Berliner Klinik ohne Erfolg behandelt. — Frau E. Fopp, Lichtensberg, Gärtnerstr. 10. Von chron. Frauenleiden, Verstopfung und Verstopfung geheilt. — Sohn des Gärtners D. König, Borsdorf. In 6 Wochen von veralteter Verknöcherung geheilt. Vorher anderweitig jeder Erfolg abgegriffen. — Von Nerven-schwäche in vier Wochen geheilt. Erklärt sich selbst für ganz gesund. — Herr Milchhändler Edert, Berlin, Greifen-hagenstr. 26. Von gichtisch-rheumatis. Schmerzen in Bein u. Fußgelenk geheilt. Sehr guttiefen. — Herr A. Broje, Berlin-Mariendorf, Strelitzer Str. 11. Von chronischer Rückenmarkentzündung und Lähmung geheilt. Vorher für unheilbar erklärt. — Herr R. Jöliner, Reinickendorf-Ost, Provinzialstraße 117. Von Lungenbluten und Nahrung geheilt. — Frau J. Herold, Berlin, Kamlerstr. 23. Von Bronchialkatarrh geheilt. — Zwei Kinder des Kohlenhändlers Herrn Linke, Berlin, Strelitzer Straße 6. Vor 9 Jahren von Lungenleiden geheilt, heute noch gesund. — Herr G. Köppe, Bin-Schöneberg, Alt-Borsdorer 8. Von doppelseitigem Lungenapoplektisch geheilt. — Herr D. Reumann, Lichtensberg, Mühlenthorstr. 13. Von Neurasthenie und nervöser Nerven-schwäche geheilt. — Frau E. Groffe, Berlin, Jovinistr. 26. Von Leberleiden geheilt. — Frau Restaurantier Pering, Berlin, Schönhauser Allee 87. Von Tajedowischer Krankheit geheilt. — Herr Erich Bod, Berlin, Stendaler Str. 17, IV. Von Nieren- u. Blasenleiden, Wasserlust, allgemeiner großer Schwäche geheilt. Vorher in Krankenbause erfolglos behandelt. Jetzt Auserlesener.

Getrennte Behandlungsräume für Damen und Herren! Sprech- und Behandlungszeit 9-1, 4-7 1/2 Uhr. Sonntags und Feiertags 9-1 Uhr. (am Bahnhof Jannowitzbrücke) 51792

Berlin SO 16, Brüdenstraße 10b

Bei Hals- und Lungenleiden aller Art, wie Keuchhusten, tuberkulösen Erkrankungen, Asthma usw. sind, wie zahlreiche Mitteilungen von Ärzten und Leidenden einwandfrei beweisen, die bewährten **Rotolin-Pillen.** In jahrelanger Praxis vorzügliche Erfolge! Husten, Verschleimung, Auswurf, Nachtschweiß, Stiche im Rücken und Brustschmerzen hören auf; Appetit und Körpergewicht haben sich rasch; allgemeines Wohlbefinden stellt sich ein; Laubende Raucherstellungen. Viele Anerkennungen und Dankschreiben. Ausdrücklich Prof. Dr. Rosenfeld.

Versandhaus „Seneco“, Berlin N 4, Invalidenstr. 5.

Militär-Armbanduhr 690 (mit Uhrmacherwerk), festsitzend mit Radium-Leuchtkraft 8,40 W. mit Leuchtzahlen 9,85 W. Unzerbrechliche Gläser, hartes Gehäuse 1 W. — Neude jährl. Garantie. — **E. Möbis,** Spezial-Haus für Uhren, 14 Beuth-Straße 14 (neben Café Hühner, am Spittelmarkt).